

Nr. 275. Bromberg, den 29. November 1935

Am Brunnen vor dem Tore

ROMAN UM EIN LIED VON PAUL HAIN.

(9. Fortsetzung.) ———

Siebentes Kapitel.

Weihnachtsglocken haben geläutet. Längst liegt Schnee über den Feldern und Wiesen, und in den Öfen krachen die Holzscheite. Da sitzen die Frauen und Mägde in den Spinnstuben, die Spindel schnurrt, am Kamin hocken die Burschen und paffen ihren Knaster und schauen den flinken Fingern zu, Scherzworte fliegen hin und wider und Lieder klingen auf.

Behaglich sind diese winterlichen Spinnstuben im warmen Zimmer, wenn draußen vor den Fenstern der Wind fegt und die Schneeflocken fallen. Dann gehen auch wohl alte Geschichten um, wie sie so in den kleinen, märkischen Dörfern seit Generationen lebendig sind. Vom Frosch mit dem Diamanten im Bauch, der in dem alten Brunnen vor dem Tore gehaust haben soll und die verliebten Pärchen erschreckte, wenn sie sich ewige Treue schworen. Wie ein spöttisches Lachen soll sein dunkles Quaken gewesen sein, und wenn er im Dunkeln zwischen zwei Verliebten hindurchsprang und wieder in dem Brunnenschacht verschwand, so gab es keinen Zweifel mehr, daß aus der ewigen Treue nichts wurde und das Verlöbnis auseinanderging. Einmal aber griff ein beherztes Mädchen zu, als er wieder mal vom Brunnenrand her zwischen das Paar springen wollte, und als sie ihn der Hand hatte, dieses feuchte, glibbrige und häßliche Vieh, strahlte der Diamant in seinem Bauch hell auf und wuchs und wuchs und wurde zu einer Krone, und der Frosch selber wuchs und wuchs, und es stand da mit einemmal ein wahrhaftiger Prinz, jung und lachend und schön, die Krone auf dem Kopf, und da kam es heraus, daß er seit hundert Jahren verzaubert war und aus dem Lande Arkadia stammte, hundert Meilen hinter dem Mond. Das tapfere Mädel konnte die Krone behalten, die aus purem Gold und kostbaren Diamanten bestand, und ist sehr glücklich mit ihrem Liebsten geworden. Und seit diesem Tage haben die Mädchen im Dorf keine Angst mehr gehabt auch vor der häßlichsten Kröte.

Da sitzen die Kinder in der Spinnstube dann mucksmäuschenstill, wenn diese Geschichte erzählt wird, und die Mädel seufzen leise: Daß es auch gar keine verzauberten Prinzen mehr gibt!

Und ein andrer erzählt die Geschichte von der Schimmelbaronin! Oh, das ist erst eine gruselige Sache! Die Schimmelbaronin, das ist eine Baronin Repkow gewesen, die Großmutter des jetzigen Barons, Annemaries Urgroßmutter. Die wußte noch mit gezähmten Falken umzugehen und soll eine große Jägerin vor dem Herrn gewesen sein. Damals gab es noch genug Wild hierzulande, und die Schimmelbaronin, sie ritt nur immer auf einem schneeweißen Hengst, wußte sich nichts Besseres, als mit ihrem Falken durch den Wald zu reiten und zu jagen. Sie soll ein tolles Weibsbild gewesen sein. Auch in der Neujahrsnacht war sie draußen, wo sie hätte in der Kirche sein müssen. Aber sie hat gedacht: Der Hirsch, auf den sie's schon lange abgesehen, werde ihr in dieser Nacht bestimmt vor die Flinte laufen, das gäbe einen rechten Neujahrsbraten! Und wie die Windsbraut ist sie auf ihrem Weißen losgaloppiert. Als die Glocken in der Nacht läuteten, hat sie den Schuß getan und statt des Hirsches die Hirschkuh getroffen. Im gleichen Augenblick seien die frommen Glocken verstummt und bis in die Kirche hinein habe man einen Schrei gehört.

Am Morgen habe man die Schimmelbaronin gefunden. Tot. Und auch der Schimmel lag tot neben ihr. Er hatte einen falschen Sprung getan und sich das Genick gebrochen. Die Baronin aber habe gar keine Wunde gehabt, sie mußte wohl der Schreck getötet haben.

In den Neujahrsnächten aber könne man noch zuweilen um die Stunde, da die Glocken läuten, die Schimmelbaronin über den Repkowhof reiten sehen, aus dem Stall hinaus und dann durch das Hoftor, mitten hindurch. Und das sei dann noch nie ein gutes Zeichen gewesen. Immer sei danach etwas passiert, Brand, Seuche oder Tod. Und wer nicht gleich drei Vaterunser bete, wenn er die Schimmelreiterin sähe, der könne sich auf sein letztes Stündlein gefaßt machen!

Annemarie muß still lächeln, wenn sie diese Geschichte von ihrer Ahnfrau hört. Was ist davon Wahrheit, was ist hinzugedichtet worden? Mit dem Schimmel, das hat allerdings wohl seine Richtigkeit. Alle Repkowschen Frauen haben eine Vorliebe für Schimmel gehabt, und hat sie selber nicht auch den Manfred?

Ach ja, das gibt schon Geschichten. Und die Spindeln schnurren dazu, die Kinder seufzen wohlig, und um die Fenster saust der Schneesturm, daß sie doch manchmal ängstlich den Atem anhalten, als könnte die Schimmelreiterin mit Heiho vorbeigeritten sein.

Und nun läuten wirklich die nächtlichen Neujahrsglocken über das Land. Groß und feierlich. Eisiger Frost herrscht. Es ist eine Winternacht, die nicht von schlechten Eltern stammt.

Annemarie von Repkow ist etwas bedrückt. Zur Kirche ist sie nicht mitgegangen, der grimmigen Kälte wegen. Aber die Geschichte von der Schimmelbaronin, die vor einigen Tagen in der Spinnstube erzählt wurde, fällt ihr wieder ein.

Ob wirklich etwas daran ist?

Sie ist nicht abergläubisch, sie ist aber auch nicht feige. Eine prickelnde Neugierde erfaßt sie, heute Obacht zu geben, ob der Schimmel und seine sagenhafte Reiterin erscheinen wird oder nicht. Er wird natürlich nicht erscheinen! Und es ist eigentlich Unsinn, das warme Zimmer zu verlassen und nach unten zu gehen in den Kuhstall, durch dessen schmale Fenster man gut hinüberschauen kann zu dem Pferdestall und den ganzen Hof überblickt.

Nun — dort ist es ja auch schön warm.

Dummer Gedanke, das Ganze, denkt Annemarie von Repkow. Und geht dann doch hinunter.

Eine Weile später sitzt sie eingehüllt in den warmen Dunst der Kühe. Von den Knechten ist niemand im Stall. Die sind entweder nach der Kirche gegangen, oder sie sitzen in der Leuteküche und schäkern mit den Mägden und treiben den üblichen Unfug dieser Nacht.

Annemarie späht durch das Fenster.

Der seit Tagen gefrorene Schnee und der Mondschein machen den Hof heller, als er sonst um diese Stunde ist.

Wo mag Wilhelm jetzt sein, denkt Annemarie und preßt die Hand auf das Herz. Seit jener Händler ihr im Herbst den Brief aus Sachsen brachte, hat sie nichts mehr von ihm gehört. Dies ist wohl, was sie seit langem so unruhig macht.

Die Kühe hinter ihr liegen zumeist in der Spreu. Manchmal ein schweres Räkeln. Dann klirren die Ketten.

Ein Kalb muht verträumt. Annemarie lächelt ein bißchen mütterlich. Es ist dasselbe, das im Sommer der eingeschlagenen Granate entging. Nun hat es sich schon gut ausgewachsen und ist nach wie vor Annemaries Liebling.

Und dann läuten plötzlich die Glocken durch die Nacht. Alle Kirchen in den Dörfern schicken ihren Glockengruß in die winterliche Welt.

*

Ich bin ein großes Schaf, denkt Annemarie in diesem Augenblick. Nun bin ich bald siebzehn Jahre und stehe hier wie ein dummes Gör, das noch halb und halb an Geister glaubt. Geh wieder auf dein Zimmer, Annemarie, und leg dich ins Bett.

Aber das tut sie natürlich nicht.

Sie steht am Fenster und blickt nach dem Pferdestall hinüber. Und da ist selbstverständlich gar nichts weiter zu sehen als eine dunkle Mauer, über die etwas Mondlicht spielt.

Die Glocken läuten — bim, bam, bim, bam — und sehr gedämpft klingt Choralgesang herüber.

Annemarie hat wie von selbst die Hände über der Brust gefaltet. Glocken läuten, Glocken läuten — bim, bam, bam —

Und dann ist das mit einemmal alles nicht mehr, die Glocken läuten nicht, kein Choral ist zu hören, wenigstens hört Annemarie dies alles nicht und spürt nur die Kälte ihrer gefalteten Finger auf der Brust und das stumme Entsetzen, das ihr Herz zusammenpreßt.

Denn da geschieht wirklich etwas, da drüben, an jener dunklen Mauer, über die das Mondlicht flirrt. Da spaltet sich die Wand, oder sieht es nur so aus? Da weht auch eine helle Wolke heraus, und ist es gar keine Wolke, es ist Manfred, es ist ein Schimmel, mit hängendem Kopf steht er da, Zaumzeug blinkt auf, eine Frau sitzt im Sattel, gebeugt, hell schimmernd wir das Pferd, und Pferd und Reiterin traben nun — nein, gleiten wie eine Wolke über den Hof, über die Schneedecke, dem Tor entgegen. Kein Hufschlag wird laut.

Annemarie bewegt die Lippen. Man soll drei Vaterunser beten, wenn man die Schimmelbaronin sieht in der Neujahrsnacht. Ihre Lippen murmeln wie im Krampf.

Als sie aufblickt, da sie den Kopf unwillkürlich gesenkt hat bei den ersten gestammelten Worten, ist der Hof leer wie zuvor. Kein weißes Pferd, keine schattenhafte Reiterin. Oder flattert da nicht eben ein heller Schimmer durch das geschlossene Tor hinaus?

Sie drängt sich näher an das Fenster.

Das Herz trommelt gegen die Brust wie mit Trommelschlegeln.

Ach nein, es ist ein Lichtschein, der aus einem der Fenster in dem Gesindehaus herausfällt. In der silbrigen Mondluft ist das wie ein zitterndes, zerwehendes Gebilde. War das andre auch nicht mehr?

Da ist kein Pferd und keine Reiterin mehr.

Aber ich habe es doch gesehen! denkt Annemarie und atmet tief und hat noch immer die Vision jener nebelhaften Erscheinung, die durch die Mauer des Pferdestalles hindurchglitt — ein Pferd mit hängendem Kopf und müden, schweren Bewegungen, eine Reiterin, die den blinkenden Bügel hielt, und es trabt über den Hof mit einer grauenvollen Lautlosigkeit.

War es so?

Und während so die Gedanken verworren und durcheinandertaumelnd ihr durch den Kopf stürzen, murmeln ihre Lippen das dritte Vaterunser.

Aus der Leuteküche schallt lautes Gelächter. Das Glockenläuten verstummt und nur ein klingendes Echo steht noch eine Weile draußen in der Luft.

Annemarie fröstelt.

Mit Schritten, die schwer über den Boden schleichen, erreicht sie die Stalltür. Vorsichtig schiebt sie sich hinaus. Lauter tönt die Ausgelassenheit des Gesindes über den Hof. Und das ist gut so. Vielleicht hätte sich Annemarie von Repkow in dieser Stunde nicht mehr hinübergewagt. Aber nun ist der Spuk verflogen. Wenn Mägde kreischen und das polternde Gelächter der Knechte gutmütig dazwischenbrummt und unbeholfener Gesang lustig aufbricht, verstiebt jedes Grauen.

Und doch atmet sie in ihrem Zimmer wie befreit auf.

„Und doch habe ich die Schimmelbaronin gesehen", sagt sie leise vor sich hin.

Es wäre zu einfach, an eine Täuschung zu glauben.

Und was wird nun geschehen? denkt sie und fühlt das Frösteln wiederkommen, als sie schon lange im Bett liegt. Warum mußte gerade sie dieses Erlebnis haben?

Das Herz tut ihr plötzlich unendlich weh.

Wird etwas — mit Wilhelm geschehen? Oder ist schon etwas geschehen? Ach, es ist der Winter, der einen so krank und elend macht. Es ist die Sehnsucht, die einen des Nachts in die Ställe treibt und nach Spuk Ausschau halten läßt.

Langsam rinnen ihr die Tränen über die Wangen, daß sie das Gesicht in ungebärdiger Leidenschaft in die Kissen preßt, um das Weinen zu ersticken.

Es ist keine gute Nacht.

Annemarie liegt mit offenen Augen wach, als die Tränen versiegt sind. Am Fenster klirrt der Frost, der auf den Scheiben geheimnisvoll aus Eiskristallen zauberhafte Blumen formt. Annemarie aber denkt: Sind das die Hufe des Schimmels? Kommt die Schimmelbaronin wieder zurück?

*

O ja, in dieser Nacht geschieht schon etwas. Etwas, was wirklich nicht ohne Bedeutung ist!

In dieser Nacht nämlich marschiert der Feldmarschall Blücher mit seiner Armee bei Kaub über den Rhein! Den hat die grimmige Kälte zu Eis erstarren lassen. Es kommt nicht oft vor, daß Menschen über den Rhein marschieren, statt auf Schiffen zu fahren. Und es ist gleich ein ganzes Heer, das über die gefrorenen Wellen stampft.

Gen Frankreich!

Und auch Wilhelm Müller ist mit dabei.

Den Pferden sind die Hufe umwickelt, damit sie bei der Glätte nicht ausrutschen. Auch Manfred stampft so dahin, fast lautlos. Wie eine helle Wolke gleitet er über die weiße Fläche. Aber es ist gewiß kein Spukschimmel, wenn auch dieser ganze nächtliche Zug über den gefrorenen Strom etwas Spukhaftes an sich hat.

Erst Wochen später erfährt man daheim von diesem Einbruch der Blücherschen Armee in Frankreich. Da hat es dort schon einige Gefechte gegeben, und bei La Rothière geht es in das erste größere Feuer.

Und auch hier wird der Leutnant Müller mit dabei sein.

Auch hier wird Manfred zeigen, ob er auch auf französischem Boden „seinen Mann" zu stehen vermag.

Es ist ein kalter Februarmorgen, als die ersten Schüsse fallen. Müller liegt mit seinem Zug Jägern in einem Graben. Den Graben hat er auf alle Fälle zu halten, so lautet der Befehl, was da auch links und rechts passieren mag. Es ist ein eisig kalter Chausseegraben. Die Gäule hat man in der hinteren Linie gelassen. Es klappt da auf den Anmarschstraßen noch nicht alles — einige Garderegimenter sind in ein Schrappnellfeuer geraten, das sie vom schnellen Vorgehen zurückhält.

Der Graben muß gehalten werden, bis sie da sind. So wichtig kann manchmal ein kleiner, dreckiger, eisgefrorener Chausseegraben sein. —

(Fortsetzung folgt.)

Michael sucht seinen Sohn.

Erzählung von Heinz Rusch.

In der Nacht, als Michael Rode früher als sonst aufstand und nach der Magd rief, lag der Mond wie eine frische Schneehülle über den dunklen Höfen.

Als die Magd erschien, stand Michael mitten im Zimmer und hatte den Kopf über alle Dinge weg in die Ferne gehoben. Das war so seltsam an ihm, daß die Magd erschrocken an der Tür stehen blieb und Michael anstarrte, soweit das ihre schlaftrunkenen Augen zuließen. Dann redete Michael. Aber es waren nur ein paar Worte, die er sprach, und als die Magd erfuhr, daß der Bauer für kurze Zeit in die Stadt wolle, erwiderte sie nichts. Michael Rode vertraute ihr den Hof mit dem Vieh an, das war alles. Sie hatte nicht gefragt, warum er in die Stadt wolle, sie wußte, was er tat, war richtig und mußte sein. Vielleicht erriet sie schon aus seinem sonderbaren Wesen, daß diese Reise irgendwie mit dem Sohn zusammenhing, den Michael Rode verloren hatte und der in der Stadt war. Wo, wußte sie nicht. Sie wagte auch nicht, jemals danach zu fragen, so groß die Versuchung manchmal auch sein mochte.

*

In den ersten Morgenstunden fuhr Michael. Die Sonne war höher gekommen und überstrahlte plötzlich mit blitzendem Licht den Fluß, der sich an der Stadt vorbeiwand, und die Fenster der großen Fabriken, hinter denen Michael das Rattern und Fauchen der Arbeit hörte, einer anderen Arbeit, als er sie kannte, aber sie mußte wohl auch gut und nützlich sein, wenn man so hohe Häuser für sie erbaute.

Michael hatte schon viel von der Stadt gehört. Von Leuten, die auf seinen Hof kamen, war ihm das Leben hinter den Dörfern und Feldern zugetragen worden, in Sätzen, die er kaum verstand und deren fremdartige Bedeutung nur aus der Menge unbekannter Worte und Bilder, die sie in ihrem Gespräch anbrachten, zu erraten war. Nun war er selbst da und stand eine Weile wie betäubt vor dem Meer fremder Geräusche und Farben.

Er ging zunächst zur Polizei. Es war ihm, obwohl er noch nichts mit solchen Sachen zu tun gehabt hatte, nicht unbekannt, daß hier, in den großen Räumen mit dem Widerhall vieler Schritte, ein Ort der Zuflucht und Hilfe war. Er fragte also nach Heinrich Rode, der hier, in dieser Stadt, wohnen sollte. Aber der Name Heinrich Rode war nicht zu finden, der Mann, an den sich Michael gewandt hatte, teilte es ihm mit, und erst, als Michael sagte, daß dieser Heinrich Rode, den er suchte, sein Sohn sei, erbot man sich, telephonisch bei den verschiedenen Polizeiämtern der Stadt nachzufragen.

Michael mußte warten. Er tat es, ergeben auf der schmalen Holzbank sitzend, den derben Stock zwischen seinen Knien, wie einer, den ein besonderes Schicksal erwartet, etwas vorgebeugt, von Gedanken erfüllt, zwischen Furcht und atemloser Erwartung getrieben. So ungefähr, entsann er sich, war es auch an dem Tage gewesen, als sein Sohn Heinrich geboren wurde und die Frau welk und stöhnend in den Kissen lag. Ach, er hatte wohl selbst die Schuld daran, wenn Heinrich später vom Hof gegangen war, ohne ein Wort des Abschieds, als die Frau schon nicht mehr lebte und ihr Wille nicht mehr über dem Jungen war, kein Wort der Strenge oder des milden Vertrauens zwischen ihnen gesprochen wurde, keine Silbe mehr davon, daß es eine Ehre war, Bauer zu sein. Nach dem Tode der Frau hatte er, Michael Rode, mehr darauf geachtet, daß den Tieren zur rechten Zeit das Futter nicht fehlte und die Enten gut wurden, wenn die Stunde kam. So war, was dann geschah, kein Wunder mehr gewesen, und alles, was er an seiner Schuld litt, schien ihm nun die gerechte Strafe für den Gleichmut, den er einmal gezeigt hatte. Ja, die Schuld fraß weiter an Michael, und die Jahre, in denen er nichts von Heinrich gehört hatte, hatten ihn alt gemacht, obwohl es nicht soviel Jahre waren, wie man brauchte, um weißes Haar zu kriegen und einen gebeugten Rücken. Vor wenigen Tagen hatte er dann erfahren, wo Heinrich jetzt war. Und seitdem saß die Unruhe in ihm, er erzählte niemand davon, keiner Seele, er war ganz allein mit seinem Geheimnis geblieben, das er wie ein Kind hütete.

Das Geschwirr von Worten und summenden Lauten brach in diesem Augenblick ab. Der Mann kam vom Telephon zurück, aber seine Miene war bedauernd, und wenig später wußte Michael, daß in der ganzen Stadt kein Mensch lebte, der Heinrich Rode hieß.

*

Erst auf der Straße überfiel ihn die ganze Schwere dieser Nachricht. Er stand und ließ die Autos mit dumpfem, fremdartigem Gebrüll an sich vorüberrennen, das so ganz anders und weit drohender klang als das dunkle Brüllen der Tiere auf den Feldern, er wurde angestoßen, ärgerliche Stimmen erhoben sich, das Gelächter einer Frau war sekundenlang als ein blecherner Ton von unheimlicher Kälte vernehmbar. Was sollte er nun tun? Hatte man ihm alles vorgelogen, daß sein Sohn hier lebte, um ihn noch mehr auf die Folter zu spannen, denn man wußte ja nur zu gut im Dorf, wie sehr er litt und wie es um den Hof stand, wenn der Alte sich einmal hinlegte und starb.

Er verspürte plötzlich Hunger und trat in eine Wirtschaft in der Straße, wo er gerade ging, bestellte ein nahrhaftes Gericht und aß den Teller hastig leer. Der Kellner schmunzelte über den guten Appetit des alten Mannes in dem bäuerlichen Anzug und den derben Schuhen. Dann saß Michael Rode noch eine Weile am Tisch, umschwirrt von den Gesprächen der anderen Gäste, die ihn weder beachteten noch störten, so versunken war er in sein dumpfes Schweigen und die Ratlosigkeit, die ihn wie eine schwarze, erstickende Erdmasse begrub.

Die gleichtönende Luft des Raumes wurde in diesen Augenblicken von zwei Männerstimmen durchbrochen, von lauten Flüchen. Michael horchte auf. Er sah die Männer nur von weitem, große Gestalten, die sich unter der Wucht ihrer Worte hin und her bogen und drohend die Fäuste schüttelten. Der eine, der noch am Tische saß, schien es, war stiller und ließ während der ganzen Zeit die Wortflut des anderen mit grollendem Schweigen an sich vorübergehen. Jetzt hörte Michael wieder die Stimme des Mannes, der aufgerichtet dastand und mit der einen Hand die Stuhllehne umklammert hielt. Grölend schalt er auf den Sitzenden ein. Michael stand auf und ging einige Schritte auf die Streitenden zu. Jetzt konnte er sie deutlich sehen. Der eine, der eben sprach und aufrechtstand, war hager und schwarz, mit starren, drohenden Augen und schnellen, unbeherrschten Bewegungen. Der andere mochte ebenfalls groß sein; er saß, breit und schwer, am Tisch und strich sich ab und zu eine helle Haarsträhne aus der Stirn. Seine Bewegungen waren langsamer, schwerer. Seine Hände griffen manchmal tief und kräftig nach vorn über die Breite des Tisches, wie wenn der Mann, dem sie gehörten, einen Pflug vor sich herführen würde. Bei diesem Gedanken erstarrte Michael. Er hatte seinen Sohn erkannt. Eine Narbe an der linken Stirnseite verriet es. Sie leuchtete unter stumm beherrschtem Zorn wie Blut an der hellen Haut.

*

Wieder war es nun die kalte, heftige Stimme des Hageren, die jetzt zu Michael drang. „Was wolltest du sein vor ein paar Jahren, als ich dir helfen sollte? Einer mit einem Haufen Geld und Häusern und allem, worauf man rechnen kann, und nicht ein ganz gewöhnlicher Schwindler, mit einem falschen Namen, jawohl, ein Dreckbauer ein . . .“

Die Stimme brach plötzlich ab, wie zu Eis erstarrt. Der eben noch am Tische saß, war jäh aufgesprungen und hatte den Stuhl mit einer Hand in die Luft geschwungen, bereit, ihn dem anderen auf den Schädel sausen zu lassen. Da traf ihn ein Schlag. Michael hatte zugeschlagen, mit seinem Stock traf er den Arm des Sohnes. Dann ging alles so schnell, daß die andern, die herumstanden, eigentlich nicht wußten, wie es geschehen war. Der so laut geschimpft hatte, verkroch sich unter den Gästen. Heinrich griff nach dem getroffenen Arm und erkannte aufschauend den Vater. Michael sprach nichts, aber er wußte, daß ihm wieder ein Sohn geschenkt war. Wie es zugehen konnte, daß sein alter Eichenknüppel dabei eine Rolle spielte, kam ihm nicht wieder in den Sinn.

Auch als sie später fuhren und die Stadt sich immer weiter entfernte, blieben sie stumm. Während Michael dasaß, schwer, ernst, aber von einem warmen Glücksgefühl durchströmt, sah Heinrich Rode immer wieder aus dem Fenster des Zuges und erblickte Stück um Stück die wiedergefundene Heimat, die Wiesen und die Tiere, die auf ihnen weideten, das Dorf und den Hof, der nun einmal ihm gehören würde.

Eine Dame, nicht mehr ganz jung.

Skizze von Ralph Urban.

Diemert saß in seinem Chefzimmer Es war die Stunde, da er die wichtigsten geschäftlichen Entscheidungen zu treffen pflegte. Eben trat der Sekretär ein, legte eine Besuchskarte auf den Schreibtisch und sagte: „Eine Dame möchte Sie unbedingt privat sprechen!"

Diemert blickte erstaunt auf den Namen, dann aber zog er die Augenbrauen hoch. „Erna Laube — Frau Erna Laube", besann er sich. „Wie sieht die Frau aus?"

„Nun ja", meinte der Sekretär, „eine Dame — nicht mehr ganz jung!"

„Erna Laube", dachte der Chef laut, „Erna Laube — geborene Hellmich!" Er unterzeichnete mechanisch ein Schriftstück; auf seiner Stirn stand eine senkrechte Falte.

„Die Dame möchte sich etwas gedulden. Wenn ich klingle, führen Sie sie herein." Nachdem der Sekretär gegangen war, erhob sich Diemert und trat an das Fenster. In seiner Seele herrschte Aufruhr, Erinnerungen stürmten hervor und rissen an einer alten Narbe. Zwanzig — oder nein: fünfundzwanzig Jahre waren es her, daß er wegen dieser Frau sterben wollte. Sie hatten einander geliebt, wollten ein Paar werden. Dann aber kam ein junger, erfolgreicher Musikus; er, der kleine kaufmännische Angestellte, hielt den Vergleich nicht aus. Erna verließ ihn, heiratete den Musiker. Für sie eine einfache Sache, jeder ist sich selbst der Nächste, aus, Schluß. Er aber kam darüber nicht hinweg, mußte ganz fest die Zähne zusammenbeißen, um die Krise zu überwinden. Dann ging er in die Fremde, blieb viele Jahre dort und versuchte, seinen Schmerz und seinen Haß in der Arbeit zu betäuben. Ja, ja, die Zeit. Fünfundzwanzig Jahre! Und jetzt war Erna zu ihm gekommen . . .

Diemert wandte sich hart um, ging zum Schreibtisch und drückte auf einen Klingeltaster. Der bittere Zug um seinen Mund verschwand in kühler Sachlichkeit.

Frau Erna Laube trat ein. Ihre zur Schau getragene Sicherheit verbarg nur schlecht banges Zögern. Die Spuren einstiger Schönheit waren im Begriff, sich zu verwischen.

Diemert begrüßte die Dame mit höflicher Aufmerksamkeit und bot ihr Platz an. Die Frau fühlte sich nicht wohl unter dem prüfenden Blick, vergebens suchte sie in seinen Zügen den Eindruck zu erraten, den sie auf ihn machte.

„Sie haben es weit gebracht, Otto", gab die Dame dem Gespräch eine persönliche Richtung, „und sind ein großer Mann geworden. Mein Gatte war nicht so erfolgreich wie Sie, es geht uns nicht sehr gut. Vielleicht ist es die Strafe dafür, daß ich damals Ihnen gegenüber . . ."

Diemert hob höflich abwehrend die Hand. „Lassen wir doch die alten Geschichten, gnädige Frau!" sagte er. „Es ist schon zu lange her." Dann erkundigte er sich nach dem Zweck ihres Besuches.

„Ich komme mit einer großen Bitte zu Ihnen", begann Frau Laube zögernd und wurde rot. „Und es ist mir nicht leicht geworden, mich damit gerade an Sie zu wenden. Aber eine Mutter muß sich selbst überwinden können. Es handelt sich um meinen Sohn. Er ist ein tüchtiger junger Mann, aber er findet keine Stellung, die ihm zusagt. Da dachte ich mir, vielleicht könnten Sie ihn in Ihrem großen Betrieb . . ."

Frau Laube blickte unsicher und bange zu dem Mann hinüber. Diemert betrachtete seinen Siegelring, aber man konnte ihm jetzt ansehen, daß er mit irgend etwas in sich fertig werden wollte. Nach einer Weile hob er den Kopf und sah lange prüfend in das Gesicht der Frau. Das Schweigen begann unerträglich zu werden. Endlich richtete sich der Mann auf und sagte: „Ihr Sohn kann sich vorstellen, ich werde meinen Personalchef unterrichten."

Frau Laube drückte ihm stürmisch die Hände. „Ich danke Ihnen", sprach sie mit zitternder Stimme. „Ich wußte, Sie sind ein edler Mensch. Und noch etwas sagen Sie mir, Otto! Haben Sie mir verziehen?"

„Ja", antwortete der Mann. „In diesen Minuten habe ich Ihnen verziehen!" —

An diesem Abend, nachdem ihr Mann schon zu Bett gegangen war, holte Frau Laube aus dem untersten Fach des Wäscheschrankes ihr Tagebuch hervor, setzte sich damit zum Tisch und schrieb auf das nächste freie Blatt: „Ich bin eine kalte Egoistin gewesen, als ich ihm damals sein edles Herz gebrochen habe. Die Reue, die Reue, sie kommt zu spät. Der arme gute Otto liebt mich noch immer und leidet noch heute um mich. Ich bin sehr unglücklich — —"

Eine Träne fiel auf das Blatt.

Zur selben Zeit saß Diemert daheim bei einem Glas Wein seiner jungen schönen Frau gegenüber.

„An was denkst du, Otto?" fragte sie, da sie eben ein feines versonnenes Lächeln bei ihm bemerkt hatte.

„Ich denke gerade daran", meinte der Mann, „daß die Zeit eine komische Angelegenheit ist. Zwanzig Jahre genügen, um ein vergangenes Leid als Dummheit erscheinen zu lassen und zugleich aus einem hoffnungslosen Unglück ein großes Glück zu machen. Und das große Glück bist in diesem Fall du, Liebste!"

Abglanz des Alls.

Ach, das Vollkommene hat
Kein Sterblicher jemals gewonnen;
Aber die Sehnsucht danach
Brennt in der Edelsten Brust:
In des zerfließenden Seins
Wechselnden Reigen versponnen,
Bleibt, als sein Teil, sich der Mensch
Immer des Wandels bewußt.
So ist er nie, was er war — —
Stets mit dem Jetzt auf der Flucht
Rettet der schaffende Geist,
Der die Vollkommenheit sucht,
Aus dem verwirrenden Tanz
Unseres irdischen Balls
In manchem strahlenden Werk
Sich einen Abglanz des Alls.

Johannes G. Arnold.



Bunte Chronik



Ein falsches Gebiß muß verzollt werden!

„Zeige mir deine Zähne und ich will dir sagen, wer du bist: eine Schmugglerin bist du — ha!" So ungefähr hat der französische Zollbeamte gesprochen, der letzthin zu einer alten Dame in Bailleul kam. Die alte Dame war zu Tode erschrocken. Aber sie nahm doch auf Wunsch des Beamten ihr falsches Gebiß heraus und zeigte es ihm. Und der Hüter des Gesetzes erklärte ihr darauf, daß sie sich des Schmuggels schuldig gemacht hätte. Es war nämlich leider kein französisches Gebiß. Es war ein belgisches Gebiß. Die alte Dame hatte Verwandte in Belgien besucht und sich bei dieser Gelegenheit in Belgien ein neues wirklich schönes Gebiß anfertigen lassen. Jetzt hat man ihr sozusagen aus dem Gebiß einen Strick gedreht. „Haben Sie das Gebiß verzollt?", fragte der Beamte, „natürlich nicht! Also ist es Schmuggel!" Nun sieht die alte Frau zitternd und bebend der weiteren Entwicklung der Angelegenheit entgegen. Und sie wird froh sein können, wenn man es bei der Nachzahlung des Zolles beläßt.

Ein Wettlauf auf den Händen.

In Liverpool ist dieser Tage ein besonders merkwürdiger Wettlauf ausgetragen worden. Eine hundert Meter lange Strecke mußte auf den Händen laufend zurückgelegt werden. Die Teilnehmer an dieser Konkurrenz waren auffallenderweise keine Artisten, denn solchen war die Beteiligung verboten. Den Preis trug endlich ein siebzehnjähriger Schüler davon, der seine fünfzehn Mitbewerber siegreich schlug; er hatte für die Zurücklegung der 100 Meter-Strecke im Handlauf nur eine Minute zweiundzwanzig Sekunden gebraucht. Man kann in diesem Falle mit Recht behaupten, daß der Rekord des Jünglings „auf der Hand liegt".

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.